



Leiden am eigenen Körper: Jean-Francis Monvoisin als Faust (Mitte) in Christof Loys Inszenierung von „Fausts Verdammnis“. Foto: Jörg Landsberg

Weg mit dem ganzen Budenzauber der Natur

„La Damnation de Faust“ von Hector Berlioz hatte jetzt im Theater am Goetheplatz Premiere

Von unserem Redakteur
Arnulf Marzluf

Der alte Freud war einmal der Meinung, dass die blühende Fantasie eine Folge der vielen Umwege und Hindernisse sei, die die Triebe nehmen müssten, um dann doch nur ein Derivat ihres ursprünglichen Zieles zu erreichen. Im Umkehrschluss bedeutet das: wenn man sich die Umwege ersparen kann, muss man sich auch nicht mehr so viele Gedanken machen. Der weltberühmte Doktor Faust brauchte heutzutage nicht gleich den ganzen Kosmos mit seinen Sexproblemen belästigen, denn er hätte entweder Kondome oder einen Therapeuten.

Nun lebte er aber in alten Zeiten, und unsere Regisseure müssen sich mit den Umwegen abmühen, die da Weltliteratur geworden sind. Und sie müssen die Umwege ein bisschen begradigen, damit das Publikum sich nicht dauernd wundert, was der Mensch für Umstände macht, um sich seine Bedürfnisse zu erfüllen. Christof Loy, der im Theater am Goetheplatz „La Damnation de Faust“ inszeniert hat, schob deshalb den ganzen Budenzauber der Natur beiseite. Der Text und die Musik von Hector Berlioz spielten die alte Melodie des Pandämoniums, in dem dem alten Streber an den Brüsten der Natur die Sinne zu schwinden drohten, wohin gegen Loys moderner Faust in Gestalt von Jean-Francis Monvoisin vor allem als Busengrabscher aus der Angestelltenkultur überzeugte. Dass der Hormonspiegel ungewöhnlich hoch sein musste, ahnte man an merkwürdigen Ticks, die ihn bereits beim Frühlingserwachen befallen hatten. Und je nach Pegelstand tickte er mehr oder weniger merkwürdig.

Hier litt keine Seele, sondern ein Körper, und aus diesem Punkt wurde in Loys Inszenierung alles kuriert. Das war zumindest konsequent und schweißte die Szenen zu einer einheitlichen simplen Geschichte zusammen, die bereits bei Berlioz nicht dem Erzählstrang von Goethes Faust folgt und eher als lose Folge von Bildern anzusehen ist, in denen Loy stark mit Elementen des Tanztheaters in kargem Bühnenbild (Dirk Becker) spielte. Streng durchchoreografiert

(Jacqueline Davenport) sind die Massenszenen, zum Beispiel mit den Soldaten zum Rakoczy-Marsch oder die Studenten in Auerbachs Keller, aber auch geschickt bedrängend geführt in Marguerites Stube. Am Schluss öffnet sich die Gruppenidee ins Allgemeine einer Vergnügungsgesellschaft, in der Faust untergeht, und wo Loy ihn in einen Warenkorb setzt, regrediert auf ein Kleinkind, das nuckelt und sabbert, während Marguerite in strengem Schwarz zu einem weiß leuchtenden Bildrechteck wandelt und hier stolz verharret: eine Apotheose des geretteten Weiblichen, während der Mann verludert ist.

Man muss ihm allerdings zugute halten, dass der Mann nicht ganz schlecht ist, sich opfert und Méphistophélès seine Seele bekommt. Dem sei sie von Herzen gegönnt. Er ist bei Loy paradoxerweise der Typ, dem man noch eine Seele zutrauen würde, selbst wenn er der Teufel ist. Immerhin – hat er nicht Mitleid mit dem sich räkelnden, spuckenden Flachmann, der so leer ist und sich so sehr ödet, dass er sich vergiften will? Leider gelingt es nicht, weil „Christ erstanden“ ist. Wers glaubt wird selig und Mephisto kommt als ausländischer Penner mit Plastiktüten bewehrt, um daraus Nutzen zu ziehen.

George Stevens stattet die Figur mit einer so verblüffenden Vielschichtigkeit aus, dass der Shylock, der Asylant, der Orientale und der Penner gleichermaßen durchschimmern. Er schleicht sich als Inbegriff der total anderen Kultur ein und versorgt die Inszenierung mit einem guten Schuss menschlicher Wärme, über die sie nicht eben im Übermaß verfügt.

Manchmal wird die Kälte auf eine Schicht der Inszenierung selber abgebildet, die sie am Ende mit Faustens Zustand offenbar zu kritisieren scheint: sie ist eine kühl inszenierte Spaßveranstaltung. Da weiß man nicht immer, wie man sich emotional entscheiden soll: Mitleiden oder Lachen, Mitdenken oder Mitblödeln? Den Tanz der Irrlichter in der Kammer Marguerites ironisiert Loy mit einem Auftritt von Teletubbies, die nach dem Herunterklappen der Bildschirme ihre Genitalien entblößen. Fredrika Brillem-

bourg zeigt als Marguerite in solchen und anderen Szenen Dauerlaufstrecken an seelischer Belastung, die mühsam verdecken, dass die Musik für die Szene ein bisschen zu lange dauert und somit die Hauptrolle spielt.

Das Zuhören lohnt sich. Berlioz kompositorische Fantasie, die Carl Friedrich Zeller als „inestuose Ausgeburt“ beschimpfte und mit Schnauben und Krächzen verglich, überrascht mit bizarren Klangkombinationen und atmosphärischer Dichte wie in den ersten Takten, die Günter Neuhold mit dem Philharmonischen Staatsorchester allerdings recht nüchtern anging. Neuholds Stärke lag in der Ausformulierung der Klangfiguren und in der Verdichtung von Sätzen wie der Fuge der Studenten. Manches wirkte unentschieden, Marguerites Ballade vom König Thule rhythmisch eher zerdehnt. An der Präzision im Zusammenwirken mit stark geforderten Chor (Einstudierung Theo Wiedebusch) und Ensemble wäre noch etwas zu schärfen, der Schlussakkord kam etwas schräg.

Bei George Stevens verschmolz das Darstellerische mit einer gesanglich überzeugenden Ausdifferenzierung der Stimmungen zwischen List, Verführung und Lüsterheit, der Méphistophélès zuweilen erlag. Der hohle Klang im Hohn, das flache Piano in der List, der Samt in der Verführung gelangen in kantablen Partien ebenso wie im Parlando. Jean-Francis Monvoisin bot das etwas kalte und volumenarme Timbre des auf den schlichten Trieb reduzierten Gemütes, faustisch sein variantenreiches Espresso auch im Liebesduett mit Fredrika Brillembourg. Ihre Marguerite war eine kleine Freche, die gerade vom Einkaufen kam, als der geträumte Liebhaber Realität wurde. Man erlebte sie meist weniger romantisch abgedunkelt als von heller Lyrik beseelt.

Christof Loys „verdammter Faust“ fiel bei Teilen des Publikums hörbar in Unnade. Gerichtet, könnte man sagen, nicht gerettet war in ihren Augen das von Berlioz eher montierte als geschlossen konzipierte Werk. Doch wer kein Märchen erwartet, dem wird ein kurzweiliger Opernabend mit spannender Musik geschenkt.